

Der missionarische Auftrag - Perspektiven einer wachsenden Kirche

Prälat Ulrich Mack, Stuttgart

Verehrte Mitchristen, liebe Schweizer Brüder und Schwestern, es ist für mich eine große Ehre, nach Zürich zu Ihnen eingeladen zu werden. Wenn ein normaler Deutscher das Wort „Schweiz“ hört, dann kriegt er glänzende Augen – aus ganz vielen Gründen: da sind die Berge, die Eisenbahn, Bergbahnen, die Schokolade – kurz: es riecht überall nach Urlaub, wenn ein Deutscher von der Schweiz redet, sogar wenn er an Schweizer Franken denkt und Präzisionsuhren. Vielleicht wandern deshalb so viele Deutsche in die Schweiz aus. Nicht nur zur Sterbehilfe!

Ich habe auch glänzende Augen bekommen, als ich hierher eingeladen wurde. Obwohl ich von der Schweizer kirchlichen Landschaft nicht viel weiß, soll ich jetzt etwas über den missionarischen Auftrag sagen. Vor kurzem habe ich gelesen, dass in Deutschland 37% der Menschen die Kirche für wichtig halten, in der Schweiz 36% - da liegen wir also nahe zusammen, ganz anders etwa Finnland, wo 66% dieser Meinung sind.

Aber es geht mir ja nicht darum, dass Leute die Kirche für wichtig halten. Es geht mir eher um die Frage, wie Menschen heute Christen werden und Christen bleiben.

1. „Geht hin ...“ und die Folgen, nach Matth. 28

Ich bitte Sie in Gedanken mit mir zurückzugehen – nach Jerusalem in die Wochen nach Ostern. Vielleicht war es auf dem Ölberg, kurz vor Himmelfahrt. Jesus steht mit seinen elf Jüngern da, nüchtern gesehen ein Häufchen von Leuten aus dem Mittelstand, Fischer, Bauern, ein ehemaliger Zollbeamter, vielleicht am Rande noch ein paar Mitläufer - und diese Leute sind nicht etwa hoch motiviert, sondern eher verängstigt, nicht trainiert in Schulungszentren und jetzt gerade losgelassen auf die Menschheit, sondern sie sind eher unsicher - fragen Jesus, was kommt denn jetzt?

Zu diesen elf Leuten spricht Jesus: „Geht in alle Welt ...“ (Mt 28,19f). Sagt das Evangelium weiter! Das war für die Elf damals kaum vorstellbar. Die wußten natürlich von der Weite des römischen Reiches - und Jesus sagt ihnen: „Geht in alle Welt“ - damals unvorstellbar.

Heute können wir zweierlei konstatieren: Fast 2000 Jahre später ist in der ganzen Welt die gute Nachricht von Jesus Christus hörbar. Wir sind die erste Generation, die sagen kann: In aller Welt kann das Evangelium durch moderne Medien, Radio, Internet, Satellitenfernsehen gehört werden. Wir wissen, dass christliche Verkündigung in vielen Staaten nicht erlaubt ist, v.a. in islamischen und einigen noch kommunisten Ländern, aber das Evangelium ist hörbar. Die Gemeinden wachsen in Asien und Lateinamerika, in manchen Teilen Afrikas auch.

Das ist das eine, was wir in Erinnerung an die Szene mit Jesus und den elf Jüngern festhalten – und wir halten es in einem großen Dank an Gott fest. Dass es nach den vielen Jahrhunderten und nach all der Schuld, die Christen in diesen Jahrhunderten auf sich geladen haben – von Inquisition und Kreuzzügen bis zum Holocaust – dass es nach dem und trotz dem heute weltweite Kirche gibt, ist ein Wunder und ein großer Grund, Gott zu loben. Es ist gut, wenn unser

Nachdenken über die Kirche mit dem Gotteslob beginnt: Dankbarkeit für ihre Tradition und Geschichte, ihre Möglichkeiten und Mitarbeiter, ihren Einfluss und ihre Gestalt.

Das andere müssen wir aber auch sehen, nicht resigniert, sondern in nüchterner Feststellung: Bei uns in Deutschland und darüber hinaus in weiten Teilen Europas vollzog sich seit 100 Jahren eine Entkirchlichung in breitem Ausmaß. Der Soziologe Heinrich Barz hat schon vor einigen Jahren die These vertreten, daß die christlichen Kirchen ihre Zeit hatten und in Zukunft in der Bedeutungslosigkeit verschwinden werden. Seine Überschrift: „Denkmal Kirche“.

Der christliche Glaube in unserer Gesellschaft scheint zu verdunsten, Bibel, Gott, Kirche spielen, so sagen Beobachter, im öffentlichen Bewußtsein eine immer geringere Rolle. Dieser Trend ist, so vermute ich, Ihnen bekannt. Der Soziologe Gerhard Schmidtchen hat ihn mit den Worten kommentiert: "Die Entfremdung von der Kirche hat die Form der Gleichgültigkeit angenommen." Das mag in manchen Gegenden mit frommer Tradition in Deutschland wie in der Schweiz noch nicht so ausgeprägt erscheinen als zum Beispiel in Ostdeutschland, wo viele Menschen schon mit dem Namen Jesus Christus kaum mehr etwas verbinden.

Nur eine Minderheit auch in den westdeutschen Landeskirchen beteiligt sich aktiv am Leben der Gemeinden, die Mehrheit versteht Kirche als Serviceagentur im Hintergrund. Im Osten Deutschlands ist die Situation dramatisch. Der Mitgliederbestand der christlichen Kirchen ist in den neuen Bundesländern so ausgedünnt, dass man kaum noch von Volkskirche sprechen kann. Der EKD-Ratsvorsitzende Wolfgang Huber stellt denn auch nüchtern fest, man solle zwar „an gegebene volksskirchliche Handlungsmöglichkeiten anknüpfen, sich aber zugleich der missionskirchlichen Situation der Gegenwart stellen: Wir sind längst Missionskirche geworden.

Wobei zwei weitere gegenläufige Beobachtungen interessant sind: Zum einen müssen wir erstaunt festhalten: Der Mitgliederbestand der großen christlichen Kirchen in Deutschland ist erstaunlich stabil. Als ich in den 70er-Jahren studierte, dachten wir: die Volkskirche gibt es vielleicht noch 20 oder 30 Jahre lang. Jetzt sind diese 30 Jahre vergangen, und die Kirche hat immer noch ein hohes Ansehen – im Gegensatz zu vielen anderen Institutionen. Und das, obwohl nur 16% der Kirchenmitglieder hinter den Inhalten der Kirche stehen, 84% haben eine mehr oder weniger große Distanz. Aber dem Pfarrer oder der Pfarrerin wird die Haustür geöffnet; die Kasualien sind von den Kirchenmitgliedern gefragt, Taufe, Konfirmation und Beerdigung jedenfalls – auch das gehört zum erstaunlichen Bild von Kirche heute.

Und die andere Beobachtung: Ein neues Fragen nach Werten hat in unserer Gesellschaft eingesetzt. Manche sprechen schon von einer Re-spiritualisierung unserer Generation; das Religiöse ist wieder Thema, vor allem durch den Islam, aber auch darüber hinaus. Esoterische, fernöstliche oder sonstwie meditative „Spiritualitäts-Komponisten“ sind vielfach am Werk. Aber wird das den christlichen Glauben wieder neu verbreiten? Ein Trend der letzten Jahre gibt in dieser Hinsicht Hoffnung: Die Kirchengebäude werden ganz neu entdeckt. Wenn in Kultur Nächten oder church-nights, bei Sonderkirchenführungen oder Konzerten die Kirchentüren geöffnet werden, strömen Menschen mehr hinein als noch vor Jahren. Aber wie wird aus einem spirituellen Gefühl Glaube? Wie werden kulturevent-interessierte Menschen Christen? Wie wird eine Johann-Sebastian Bach verehrende Gemeinde zu einer Jesus verehrenden Gemeinde?

2. Die (Wieder-)Entdeckung des missionarischen Auftrags

In den letzten gut 20 Jahren hat sich in den Kirchengemeinden erstaunlich viel an missionarischem Wollen und Wirken bewegt. Waren es vorher die klassischen Evangelisationen, die auf die Bekehrung Einzelner zielten, so ist seit Beginn der 80-er Jahre des letzten Jahrhunderts eine erfreuliche Vielzahl an missionarischen Ideen, Projekten, Kursen und Aktionen lebendig.

Ich hatte vor einigen Jahren als Pfarrer ein landeskirchliches Praktikum mit dem Schwerpunkt „missionarischer Gemeindebau“ mit jährlich 10 Studentinnen und Studenten zu betreuen. Zum Programm dieses Praktikums gehörte es, jedes Jahr eine Reihe von Gemeinden zu besuchen, die gerade neue Schritte missionarischer Gemeindegemeinschaften planten oder gingen.

Und wir sahen immer wieder: Da bewegt sich etwas, Neues wächst, frisches Leben in Gemeinden: Hauskreise, Grundkurse des Glaubens, Bibelschnupperkurse, Frauenfrühstück, Männervesper, Besuchsdienst, Religionsunterricht für Erwachsene – um nur einige Stichworte zu nennen. „Gemeindegewachstum“ und „geistliche Gemeindeerneuerung“ wurden zu motivierenden Leitbegriffen; wie gelingt es uns, der Kirche innerlich entfremdete Menschen in die Gemeinde zu integrieren? Wie werden wir „einladende Gemeinde“ wurden Leitfragen. Kongresse in Württemberg wie „Das Haus der lebendigen Steine“ und – inspiriert durch die Lausanner Bewegung für Weltevangelisation – der Kongreß „Weitersagen“ wirken bis heute nach. Missionarische Großaktionen wie Pro Christ oder die Telefonaktion „neu anfangen“ fanden und finden ein breites Echo.

Seit etwa Anfang der 90-er-Jahre konzentriert sich eine Fülle missionarischer Entwürfe auf den Gottesdienst. Jugendgottesdienste, Nachteulengottesdienste, Thomasmessen wurden bekannt; die Willow-Creek-Gemeinde in Chicago hat mit ihren Gottesdiensten für Entkirchlichte viele Gemeinden auch in Württemberg inspiriert; ein sogenanntes „Zweites Programm“ ergänzt in vielen Gemeinden längst den gewohnten Gottesdienst am Sonntag-Vormittag.

Auch Kirchenleitungen und Synoden haben begonnen, nach dem missionarischen Auftrag der Kirche zu fragen. Die EKD-Synode machte im Herbst 1999 „Mission und Evangelisation“ zu ihrem Schwerpunktthema. In seinem Aufsehen erregenden Grundsatzreferat stellte Eberhard Jüngel fest, dass es sich bei diesem Thema „... um eine ganz elementare Eigenart, um eine konstitutive Grundstruktur der christlichen Kirche handelt.“ Er sprach von einer „ekklesiologischen Lücke“ in der reformatorischen Bekenntnisbildung und meinte damit den Auftrag der Kirche, über sich selbst hinauszugehen in Mission und Evangelisation. „Wenn die Kirche ein Herz hätte, ein Herz, das noch schlägt, dann würden Evangelisation und Mission den Rhythmus des Herzens der Kirche in hohem Maße bestimmen. Und Defizite bei der missionarischen Tätigkeit der christlichen Kirche, Mängel bei ihrem euangelizesthai würden sofort zu schweren Herzrhythmusstörungen führen. Der Kreislauf des kirchlichen Lebens würde hypotonisch werden. Wer an einem gesunden Kreislauf des kirchlichen Lebens interessiert ist, muss deshalb auch an Mission und Evangelisation interessiert sein. Weithin ist die ausgesprochen missionarische Arbeit zur Spezialität eines ganz bestimmten Frömmigkeitsstils geworden. Nichts gegen die auf diesem Felde bisher besonders engagierten Gruppen, nichts gegen wirklich charismatische Prediger! Doch wenn Mission und Evangelisation nicht Sache der ganzen Kirche ist oder wieder wird, dann ist etwas mit dem Herzschlag der Kirche nicht in Ordnung.“

Die Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) verabschiedete dann in Leipzig eine Kundgebung. Darin heisst es: „Wir haben den Auftrag, Menschen die Augen zu öffnen für die Wahrheit und die Schönheit der christlichen Botschaft. Wir wollen sie dafür gewinnen, dass sie sich in Freiheit an Jesus Christus binden und sich zur Kirche als der Gemeinschaft der Glaubenden halten. ... Der Leib Christi soll wachsen. Darum wollen die Kirchen Mitglieder gewinnen. Dafür setzen wir uns kräftig ein. Eine Kirche, die den Anspruch, wachsen zu wollen, aufgegeben hat, ist in der Substanz gefährdet.“

Damit kein falsches Bild entsteht: Die oben genannten Beobachtungen der Entkirchlichung vieler Bevölkerungsgruppen, des Verdunstens der geistlichen Traditionen, der dramatischen Abnahme der Bibelkenntnis und manches andere sind nach wie vor brennend. Aber in den Kirchen gibt es erfreuliche Veränderungen.

In der Evangelischen Landeskirche in Württemberg haben die verschiedenen Impulse dazu geführt, dass wir ein Projekt „Wachsende Kirche“ gestartet haben. Darin werden verschiedene Gemeinden in missionarischen Unternehmungen begleitet, ihre Erfahrungen werden multipliziert. Im nächsten April ist ein Kongreß in Stuttgart geplant, zu dem aus man auch gern aus Zürich anreisen kann. Herzliche Einladung!

3. Der biblische Wurzelboden

Ist es nur unsere Idee, dass wir als Kirche wieder wachsen wollen? Ist das Anliegen geboren aus einem kirchlichen Selbsterhaltungstrieb, der sich um den Nachwuchs sorgt? Oder wächst Kirche auf dem Wurzelboden biblischer Verheißung? Das möchte ich hoffen und mit Ihnen ansehen.

Wir stellen in der Bibel fest: Die Saat wächst (Mk 4); der Leib Christi wird bzw. soll wachsen (Eph 4,15); das Wort Gottes (Apg 12,24), der Glaube (2Kor 10,15) und die Erkenntnis (Kol 1,10) sollen und können wachsen. Dies ist verheißen. Mit vielen dieser Bilder ist auch gemeint: Das Evangelium will verkündigt werden. Es liegt schon im Wesen der frohen Botschaft, dass sie hinausgerufen, dass sie laut verkündigt wird, nicht verkrampft und nicht lieblos, sondern freudig und lieblich: „Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Freudenboten, die da Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen, die da sagen zu Zion: Dein Gott ist König“ (Jes 52,7).

Jesus predigte öffentlich. Und Gott hat nach Röm 3 die durch Jesu Blut erwirkte Versöhnung öffentlich hingestellt, so dass jetzt Paulus und in seinem Gefolge aller Verkündiger bis heute das Recht und die Freude haben, allen Menschen zuzurufen: Lasst euch versöhnen mit Gott (2Kor 5).

Ein lebendiger Organismus wächst. Für den Leib Christi ist ein solches Wachsen verheißen: „... der Leib wächst durch Gottes Wirken“ (Kol 2,19). Die Urgemeinde machte die Erfahrung, dass Menschen „hinzugetan“ werden und so die Gemeinde wächst (Apg 5,14; 12,24).

In dem theologischen Synodal-Ausschuss, der das Projekt „Wachsende Kirche“ vorbereitete, waren wir erstaunt darüber, wo und wie das Wort „wachsen“ im Neuen Testament auftaucht – und welche Verheißungen dort gegeben sind, wo eben vom Wachsen die Rede ist. Jesus hat in Gleichnissen das Wesen und Werden des Reiches Gottes mit dem Wachsen ausgesäter Samen verglichen. Gott ist schöpferisch wirksam, der Same des Wortes wird ausgesät, und er geht auf – und der Bauer „weiß nicht wie“ (Mk 4,27). Es geht beim Wachsen der Gemeinde um ein quantitatives und um ein qualitatives Wachstum; ja, es gibt

auch Zeiten, in denen man das, was wächst, nicht sehen kann. Auch beim Samen gibt es ein unsichtbares Wachsen in die Tiefe. In welcher Zeit leben wir?

4. Wachstumszonen einer missionarischen Kirche

Ich versuche, einige Wachstumsbereiche zu nennen:

4.1 Sprachfähigkeit des Glaubens

Vorhin nannte ich die gegenläufigen Trends: Eine Entkirchlichung einerseits, andererseits ein neues Interesse an religiösen Themen. Im Jahr 2005 gab es in den Medien ein höheres Interesse als in den ganzen 90-Jahren; dies hing unter anderem mit dem Sterben des alten und der Wahl des neuen Papstes zusammen, aber auch mit anderen Gründen. Auf die Frage, ob sie eine religiöse Erziehung der Kinder bejahen, antworteten im ganzen Bundesgebiet 68% mit Ja – mehr als in den Jahrzehnten davor, selbst als noch keine ostdeutschen Bundesländer dazugezählt wurden. Spiritualität ist kein Negativreizwort mehr, im Gegenteil. Religiöse Fragen werden wieder gestellt. Die Frage ist nur: Wer antwortet?

Sind wir Pfarrerinnen und Pfarrer darauf vorbereitet, in elementarer Sprache auch solchen Menschen Auskunft über den Glauben zu geben, die von der Kirche und ihren Traditionen längst distanziert sind? Wirklich gelernt haben wir dies jedenfalls nicht oder nur kaum. Aber kann dies Sache nur der Profis sein?

Sprachfähigkeit des Glaubens – bei den Mitgliedern der Kirche, den sogenannten Laien hat sie in der evang. Kirche gute Tradition. Darum ging es Martin Luther. Darum ging es dem Pietismus, In Württemberg leben wir von den guten pietistischen Traditionen, die bis heute lebendig sind. Jeder einfache Christ soll über seinen Glauben nachdenken und reden können – das war ein Uranliegen des Pietismus.

Heute möchten unsere Mitmenschen wissen, was Christen glauben. Eine neue Kultur des Redens über religiöse Themen scheint sich anzubahnen, ein offenes, ungeschminktes Fragen und die Erwartung ebensolcher Antworten. Das gilt auch für nichtchristliche Mitbürgerinnen und Mitbürger. Im Dialog mit anderen Religionen, vor allem mit dem Islam, werden wir Christen oft darauf hingewiesen, dass ein Dialog doch nur sinnvoll zu führen ist, wenn jemand seinen Glauben verständlich formulieren und vertreten kann.

Wie können wir mündiger werden in Glaubensfragen? Bibel- und Glaubenskurse sind entstanden. Das ist erfreulich. Gesprächskreise sind entstanden, z.B. in der Aktion „neu anfangen“. Der Wunsch nach theologischer und geistlicher Bildung der Erwachsenen ist wieder neu dran. Eine Kirche von morgen wird davon geprägt sein, ob und wie Christen fähig und bereit sind, die gute Nachricht von Jesus Christus verständlich weiterzusagen in die jeweils konkrete Situation hinein. Luther kann sagen: „Wo man glaubt, gibt Gott so viel, dass man verkündigen muss.“ Aber offensichtlich muss man es auch üben, muss man es auch lernen, in Worte zu fassen, was man glaubt. Darum hat die Württb. Landessynode vor zwei Jahren ein Heft herausgebracht „Daran glauben wir“. Es ist schon erfreulich weit verbreitet; verschiedene Glaubenskurse entstehen dazu.

4.2 Einladende Gottesdienste

Ich liebe den normalen württembergischen Gottesdienst auch in seiner schlichten Liturgie – wir haben ja bekanntlich eine lutherische Theologie, aber eine reformierte Liturgie. Mir gefällt sie. Aber wir wissen auch, dass heute 30-50-

Jährige sich viel stärker zu neuen Gottesdienstformen einladen lassen. Wir können froh sein, dass Zweitgottesdienste und ähnliche Angebote schon eine gute Tradition haben. Die Frage an uns wird sein: Können und wollen wir neue Ausdrucksformen des Glaubens zulassen und sie in unserer Kirche beheimaten? Wir sind reich an Traditionen, aber wir sind doch kein Museum. Wir wollen anziehendes Leben in unseren Gemeinden.

Mich bewegt dabei gar nicht zuerst die Frage, wie wir noch mehr im Gottesdienst veranstalten und an Sonderformen erfinden, sondern eine ganz andere Frage. Von Freudenboten spricht Jes 52; voll Freude gingen die Jünger und die Fragen an Ostern zu ihren Freunden und erzählten weiter: Jesus lebt! Und Evangelium ist per se eine Freudenbotschaft. Wie kann diese Freude am Herrn im Gottesdienst mehr Raum bekommen? Warum gibt es noch so viele verdrießliche, so lieblose, so traurige Gottesdienste? Manche Gottesdienste wirken zwar studiert und durchdacht, aber manchmal möchte man mit Goethes Faust dazufügen: „Dafür ist mir auch alle Freud' entrissen“.

Dabei haben wir die beste Botschaft der Welt zu verkündigen, das Evangelium, einen Schatz! Spürt das jemand, der nicht nur aus Gewohnheit zum Gottesdienst kommt? Merkt er etwas von der Dynamik des Heiligen Geistes? Und dann auch von der Liebe, die mit der Freude geschwisterlich verbunden ist, von der Hoffnung, die über den Tag hinaus blicken lässt?

4.3 Kinderstuben des Glaubens

„Wie kommen erwachsene Menschen zum Glauben?“ Noch vor 20 Jahren war das eine Spezialfrage von Missionswerken und Evangelisten. In den Kirchen und theologischen Fakultäten lächelte man eher über solches Fragen, verschanzte sich hinter eine vereinnahmende Tauftheologie, nach der doch schon alle Christen sind, die einmal getauft wurden, und ließ die Frage links liegen.

Heute kann man diese Frage laut stellen. Von Württemberg aus haben wir sie an ein Institut der theol. Fakultät in Greifswald gegeben (geleitet von Michael Herbst). Dort wurde jetzt eine Psychologin bzw. Soziologin eingestellt, die Konversionsforschung betreiben wird; ihre Umfrageergebnisse werden dann wissenschaftlich ausgewertet. Es ist, wenn ich recht sehe, das erste Mal überhaupt in der wissenschaftlichen Theologie in Deutschland, dass eine solche Frage – wie kommt ein erwachsener Mensch zum Glauben? – innerhalb der praktischen Theologie behandelt wird. Die anglikanische Kirche ist uns hier einige Schritte voraus. Eine Umfrage in breitem Ausmaß wurde von ihr vor Jahren schon durchgeführt – mit interessanten Ergebnissen. Ein für Deutschland gültiges Zwischenergebnis soll auf dem Kongress in Stuttgart im nächsten April schon vorgelegt werden.

Für unsere Kirchengemeinden stellt sich eine ganz praktische Frage: Wo gibt es „Kinderstuben des Glaubens“, also Orte in unseren Gemeinden, wo Menschen, die von Kirche und Glauben keine oder nur sehr wenig Ahnung haben, elementar informiert und in persönlichen Schritten begleitet werden? Nach einer evangelistischen Woche in einer meiner Gemeinden fragten wir uns: Was ist, wenn ein Mensch, der bisher vom Glauben wenig Ahnung hat, jetzt wirklich Interesse findet? Wo gibt es eine Gruppe von Christen, die ihn auffängt, ihn in die Gemeinde einführt, die mit ihm über den Glauben redet? Kurz: Wo gibt es eine Kinderstube des Glaubens?

Die Zeiten der nur eingeflogenen Evangelisten ist vorbei. Heute werden evangelistische Wochen in den Gemeindebau integriert. Glaubenskurse, Bibelschnupperkurse, Aktionen wie „neu anfangen“ oder jetzt in meinem Heimat-

Kirchenbezirk das „Emmausprojekt“ sind Formen, in denen am Glauben interessierte Menschen einsteigen können. Ich denke, dass es zum missionarischen Auftrag der Kirche gehört, dass sich jede Kirchengemeinde überlegt: Welche Kinderstube des Glaubens halten wir in diesem Jahr offen? Wo und wie empfangen wir solche Menschen, die kirchenfremd sind, aber gern mehr über den Glauben wissen wollen?

Achten wir darauf, dass wir nicht zu zaghaft und zu zurückhaltend sind, wenn es darum geht, dass Menschen anfangen zu hören, zu beten, zu vertrauen und ihr Leben von Gott umformen zu lassen. Ebenso wenig sollten wir eine falsche Zurückhaltung zeigen, wenn es darum geht, andere in der Gemeinde zu beheimaten.

4.4 Parochie und mehr

Wir haben unsere kirchlichen Strukturen, die sich nach dem Parochialprinzip ordnen. Die haben sich über Jahrhunderte hinweg bewährt. Wir erleben aber gerade einen Trend, dass sich überparochiale Gemeinden bilden – dieser Trend ist nicht ganz neu; es gab ihn im Pietismus schon vor 200 Jahren. Aber er ist stärker geworden. Der moderne Mensch sagt nicht mehr: Ich geh in den Tante-Emma-Laden in der Ortsmitte, wenn ich einkaufen will. Er sucht sich seine Einkaufswelt. Er sucht sich überhaupt seine Lebenswelt.

Darum bilden sich heute Personalgemeinden in Großstädten, Gemeinden aus Gemeinschaften, Zielgruppengemeinden, z.B. ausländ. Gemeinden, Jugendkirchen usw. Wie gehen wir damit um? Die Schrift der EKD „Kirche der Freiheit“ sagt unter der Überschrift „die Vielfalt evangelischer Gemeindeformen bejahen“: „... Geht man davon aus, dass gegenwärtig etwa 80 Prozent der Gemeinden rein parochialer Struktur sind, dass es etwa 15 Prozent Profildgemeinden (z. B. City-, Jugend- oder Kulturkirchen) gibt und nur etwa 5 Prozent der Gemeinden auf netzwerkorientierten Angeboten beruhen (z. B. Akademiegemeinden, Tourismuskirchen oder Passantengemeinden), dann sollte es ein Ziel sein, diese Proportion zu einem Verhältnis von 50 Prozent zu 25 Prozent zu 25 Prozent weiterzuentwickeln“.

Das ist zugegeben ein kühnes Ziel, das v.a. in kirchenleitenden Kreisen und in der Pfarrerschaft auf Widerstand stößt. Ich bin überzeugt, dass wir die Parochie nicht kaputt reden sollten; sie hat große missionarische Chancen und wir sollten sie erhalten, wo es geht. Andererseits ist sie nicht heilig. Der Heilige Geist weht vielleicht in eine ganz andere Richtung, als wir gewohnt sind, und sammelt Menschen anders als wir es denken. Die Leitfrage für uns kann aber nicht sein: Wie bewahren wir unsere Strukturen, sondern: Haben wir die Sehnsucht, als Gemeinden wachsen zu wollen?

Nötig ist dabei das offene Gespräch über Neid, enge Parochialmentalität und unterschiedliche Wachstumsbedingungen. Die herausfordernde Frage für uns Pfarrerinnen und Pfarrer lautet: Können wir Aufgaben teilen - und uns dann herzlich mitfreuen, wenn in einer Nachbargemeinde etwas wächst? Und können wir das miteinander? Keine Gemeinde muss alles tun. Keine kann alles tun, und erst recht soll und kann eine Pfarrerin oder ein Pfarrer nicht alles schultern, was zum Gemeindeaufbau gehört. Hier ist viel Entlastung möglich;

4.5 Diakonische Kirche

Seit Anfang der christlichen Kirche gehört Diakonie zum Leben der Gemeinde. Kirche ohne Diakonie hat es nie gegeben und wird es nicht geben. Denn es liegt

schon in ihrem Wesen als Kirche Jesu Christi, der selbst diakonisch und das heisst: dienend zu uns kam, handelte und starb.

Im Lukasevangelium gehört beides zusammen: In Kap. 10 die Maria, die zu Jesu Füßen sitzt und hört, und der barmherzige Samaritaner, der nicht an dem Verletzten vorübergeht, sondern hilft. Lebendige Spiritualität und lebendiges Erbarmen gehören zusammen, geistliches Leben und Diakonie.

Es gibt zur Zeit in den evang. Kirchen starke Diakoniestationen und vielfältige diakonische Einrichtungen; allein im Wegweiser des Kirchenbezirks Bernhausen, in dem ich wohne, sind über 16 Seiten solcher diakonischer Angebote enthalten, Krankenpflege und Tafelladen, Suchtberatung und Wohnungen für solche Schwangere, die ihre Kinder austragen und nicht abtreiben, Schuldnerberatung und stationäre Altenpflegeheime, Behindertenschulen und vieles mehr.

Unsere Gesellschaft wird multioptionaler. Wir haben den Anspruch, unsere Gesellschaft im Sinne des Evangeliums auch in einer multioptionalen Welt mitzuprägen. Kirche ist nie nur für sich selbst da, sondern mit dem Anspruch und Auftrag, „der Stadt Bestes“ zu suchen.

Früher hieß die Diakonie „innere Mission“. Die alten Stadtmissionen – etwa in Berlin – haben bis heute den Zusammenhang zwischen diakonischer Zuwendung und glaubenweckender Verkündigung behalten. An vielen Stellen müssen wir diesen Zusammenhang und Zusammenklang wieder neu bilden.

4.6 Eine „Atmosphäre des Glaubens“ wollen

Statt eines Klimas der Gottlosigkeit oder Gleichgültigkeit und statt einer Atmosphäre der Resignation ist ein „Klima des Glaubens“ (Herbst) in den Gemeinden zu fördern.

5. „und weiss nicht wie“ – Leben aus Gottes Kraft

5.1 Nicht Machbarkeit, aber Hoffnung

Die Sicht von einer „wachsenden Kirche“ kann nur dort Raum gewinnen, wo man der Machbarkeit klar eine Absage erteilt. Menschen können „Glauben“ nicht machen, sie können nicht einmal die Bedingungen bestimmen, unter denen es zum Glauben kommen sollte. Hier bestimmt der souveräne Gott, der den Menschen einlädt, sich ihm zu öffnen. Das entlässt uns von der Verantwortung für den „Erfolg“ der Botschaft. Das stellt uns Menschen allerdings auch in die persönliche Verantwortung, mit Ja oder Nein zu antworten. „Nicht Machbarkeit also, aber Hoffnung“ (G.Maier)

Es kann auch Zeiten geben, in denen es anscheinend keine Wachstumskräfte gibt. Da sieht man auf dem Acker des Reiches Gottes nichts. Keine Saat geht nach oben hin auf. Aber vielleicht tut sie es nach unten. Es gab in der Kirchengeschichte immer wieder solche Zeiten. Es können auch Zeiten des Richtens Gottes sein. Das Wachsen ist unverfügbar, weil auch das Leben unverfügbar ist. Gott kann auch nicht wollen! Vielleicht um wach zu rütteln, um Menschen herunter zu holen vom Thron der Selbstherrlichkeit, um zurecht zu bringen, so wie das eben ist, wenn Gott richtet.

Eine Erweckung können wir jedenfalls nicht programmieren - und wenn wir noch so viele Programme entwickeln. „Missionarische Kirche“ wäre dann ein fataler Aktionismus, wenn wir nicht dauernd am Hören sind, was Gott jetzt uns schenkt

und erwartet. Im Augenblick, so mein Eindruck, öffnet er uns ungeahnt viele Türen. Aber das kann sich auch schnell ändern.

5.2 Nicht Leistungsdruck, aber Sehnsucht

Es geht uns in Württemberg beim Projekt „Wachsende Kirche“ um eine Bewusstseinsänderung „von einer abwartenden Haltung zur Sehnsucht, dass wir als Kirche wachsen wollen“ (G. Maier). Es soll zu einem mutigen, Christus-zentrierten spirituellen Selbstbewusstsein unserer Kirche helfen. Aber da lauert auch eine geistliche Gefahr: dass „missionarische Kirche“ als Optimierungszwang verstanden wird, als ob wir eine vollkommene Kirche schaffen könnten.

Aber all die genannten Gedanken wären jetzt völlig falsch verstanden, wenn es nur bedrückende Arbeitsaufgaben wären im Sinne von: „wir müssen es halt schaffen!“. Nicht um Bedrückung, sondern um Ermutigung soll es gehen, nicht um unsere Leistung, sondern um die Wachstumskräfte, die uns verheißen sind.

5.3 Nicht „Religiöses“ verkaufen, sondern Christus vertrauen

Als christliche Kirche haben wir den Auftrag, Menschen aus einer oft indifferenten, wabernden Religiosität herauszuführen und ihre religiöse Identität an Jesus Christus zu binden – kurz: ihnen das Evangelium zu verkündigen und ihren Glauben zu wecken. Das nennen wir ein missionarisches Handeln, unverkrampft, fröhlich, mutig.

Zitat aus der Kundgebung der EKD-Synode vom Herbst 1999: „Wir wachsen und werden im Glauben gewisser, wenn wir zu anderen und mit anderen von ihm (unserem Glauben) reden. Je mehr die Kirche missionierend aus sich herausgeht, desto besser lernt sie dabei auch sich selbst kennen. Bei dem Versuch, der Welt die Augen zu öffnen, gehen der Kirche und jedem einzelnen Christenmenschen die Augen über sich selbst auf. Eine Kirche, die ihren Schatz unter die Leute bringt, wird staunend entdecken, wie reich sie in Wahrheit ist.“

Noch einmal zurück zu den elf Jüngern auf dem Ölberg: Jesus gibt ihnen ja nicht nur den Befehl: „Geht hin ...“. Er gibt ihnen nicht nur den Auftrag. Er lässt sie nicht ziehen im Vertrauen auf ihre Kräfte allein. Er sagt ihnen auch: „Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen ... und werdet meine Zeugen sein.“ (Apg 1,8). Jesus sagt nicht „Ihr müsst ...“ oder „bitte seid doch meine Zeugen“. Er sagt: „Ihr werdet ...“. Das wird so sein, wenn ihr euch Gottes Geist öffnet und ihn durch euch wirken lasst. Ich möchte darum schließen mit einem Zitat von Martin Luther:

"Wir sind es doch nicht, die da die Kirche erhalten könnten. Unsere Vorfahren sind es nicht gewesen. Unsere Nachfahren werden's auch nicht sein; sondern der ist's gewesen, ist's noch und wird's sein, der da sagt: 'Ich bin bei euch alle Tage.'"